

Campino in Sambia:
Mit einer Mischung aus Skepsis und Angst schaut der rechte der beiden Jungen aus dem Slum von Lusaka ins Leben – und in die Kamera

WO WIR WAREN

90

REPORTAGE

DIE TOTEN HOSEN IN AFRIKA

Text: Stefan Krücken

Fotografie: Andree Kaiser

ACHTER- BAHN DURCH AFRIKA

Vor dem G8-Gipfel in Heiligendamm reisten Campino, Andi und Breiti von der Band Die Toten Hosen durch das Herz des ärmsten Kontinents. Uganda, Sambia, Malawi – tausende Kilometer in Flugzeugen, Minibussen und Jeeps. In MAX schreiben sie über die Höhepunkte aus zwei Wochen.



Oben: Campino in Katwe, dem Slum von Kampala

Lusaka, Sambia: Schlafraum in einem Heim für aidskranke Kinder. Die meisten von ihnen sind Waisen



Oben: Campino sucht sich in einem Heim für behinderte Kinder in Kitaua eine Kette aus. Die Frau links ist Heimleiterin Teresa Ayoo

Bassist Andi kickt einen selbst gebastelten Ball im Schutzlager Mucwini, Nord-Uganda

Wenn die Eltern sterben, übernehmen ältere Kinder in vielen Fällen die Verantwortung für ihre jüngeren Geschwister

Unten: Kinder im Slum von Lusaka, mit dem „Musungu“ aus Deutschland. So nennt man hier Weiße – was nicht immer schmeichelhaft gemeint ist

94



Kitgum, im Norden von Uganda, Rebellengebiet. Solange jemand auf der Straße in Richtung der Stadt unterwegs ist, Kinder, Frauen unter der Last von Holzbündeln oder Wasserkanistern, solange besteht keine Gefahr. Ist aber das Gewehrfeuer einer AK-47 zu hören, erklärt Fahrer Joseph, während er den Jeep zwischen Schlaglöchern hindurchmanövriert, dann fliehen die Menschen ins Buschland. Sie versuchen, sich im hohen Gras vor den Schützen zu verstecken.

Campino sitzt auf der Rückbank und liest im „Security Update“, das man im Regionalbüro der Vereinten Nationen täglich erstellt. Unter Punkt „Kriminelle Aktivitäten“ steht, dass gestern vier Geschäftsleute entführt wurden. Unter „Allgemeines“, dass eine Einheit der Lord Resistance Army (LRA) ein Dorf überfallen hat und Banditen aus dem Sudan in der Gegend operieren. Regierungstruppen bereiten möglicherweise eine Offensive vor, trotz der Friedensgespräche mit den Guerillas. Obwohl ein Waffenstillstand gilt, kann es jederzeit zu Zwischenfällen kommen. Alle zehn Minuten gibt Fahrer Joseph die Position über Funk an die Zentrale durch, zur Sicherheit, oder für ein Gefühl davon.

„Widerstandsarmee Gottes“, heißt der Name LRA übersetzt. Ihr Terror ist ein Albtraum, aus dem es im Norden Ugandas kein Erwachen gibt, seit 20 Jahren nicht. Mehr als 1,4 Millionen Menschen leben in Schutzlagern; mehr als 20 000 Kinder wurden verschleppt, tausende gefoltert und ermordet. Die Guerilla-Kämpfer zwingen Jungen, als Kindersoldaten zu töten, oft sogar die eigenen Familienmitglieder. Mädchen halten sie als Sexsklavinnen. In Kitgum werden Geschichten erzählt, die man nicht wiedergeben mag, weil sie zu grausam sind und zu fürchterlich wahr.

Es ist ein erbarmungsloser Ort, in dem die Toten Hosen mit einer kleinen Propellermaschine der Eagle Air gelandet sind, auf einer Wiese am Rande der Provinzstadt. Das Grenzgebiet zum Sudan ist erste Station einer Reise, die durch Uganda, Sambia und Malawi führen wird, drei der ärmsten Länder des ärmsten Kontinents. Tausende Kilometer in Flugzeugen, Jeeps und Minibussen, von den Slums der Millionenstadt Kampala in abgelegene Dörfer am Zambesi-Strom.

Organisiert wurde das Programm für Campino, Bassist Andi und Gitarrist Breiti von der Hilfsorganisation Oxfam, nachdem Bob Geldof den Kontakt hergestellt hatte. Geldof war es,

der Campino ans Herz legte, selbst nach Afrika zu reisen. Um Seuchen, um Hunger, um Armut und Krieg wird es gehen, vor dem Gipfeltreffen der sieben mächtigsten Industrienationen und Russlands in Heiligendamm an der Ostsee. Aber auch um die Erfolge im Kampf gegen die täglichen Katastrophen von Afrika.

Am Wegesrand erkennt man nun Lehmhütten, mit Stroh bedeckt, das Schutzlager Mucwini ist erreicht, eine Kleinstadt aus Lehmhütten, Heimat für 24 000 Heimatlose. Der Jeep bremst auf einem Platz ohne Schatten. Helfer von Oxfam, allesamt Flüchtlinge, die im Camp leben, begrüßen die Gäste und führen sie durch die Siedlung. Ein Geruch von Feuerholz liegt über dem Tag.

Man zeigt neue Wasserpumpen, ein Gatter fürs Vieh, neu gebaute Latrinen. Etwa 50 Menschen teilen sich eine Bedürfnisstelle, ein Fortschritt. Oxfam hat Ziegen und Rinder gekauft und lehrt die Bewohner, wie man Ochsen in der Feldarbeit einsetzt. In einem Programm vergibt die Organisation Kleinstkredite, die es ermöglichen sollen, kleinen Handel zu betreiben. Die Bauern müssen lernen, wie die Basis des Lebens funktioniert, weil es mancher nach Jahrzehnten auf der Flucht vergessen hat.

Eine grauhaarige Frau marschiert auf dem Weg durchs Schutzlager vorneweg, Mary Kudla, Amerikanerin Anfang 50, die das Oxfam-Büro von Kitgum leitet. Sie gibt den Helfern Anweisungen, stellt Fragen und schüttelt viele Hände. Sie verbreitet einen zupackenden Optimismus. Mary Kudla hat etwas von einem freundlichen General. Für viele in Mucwini verkörpert sie die einzige Hoffnung.

Denn es mangelt an Nahrung, an Medikamenten, an Moskitonetzen. Der Tod kennt viele Gesichter, aber Malaria rafft die meisten dahin, vor allem Kinder. Ein Lastwagen der Armee fährt donnernd durch die Siedlung. Auf der Ladefläche hocken verummte Soldaten, die ihre Augen hinter spiegelnden Sonnenbrillen verbergen; Schnellfeuergewehre liegen auf ihren Knien. „Mad Max“, murmelt Mary.

Die Armee verbietet den Flüchtlingen, das Camp und einen umgebenden Radius von wenigen Kilometern zu verlassen, was den Ackerbau erschwert. Jeder, den die Soldaten außerhalb einer willkürlich gezogenen Grenze antreffen, steht unter Verdacht, ein Rebell zu sein – mit allen Konsequenzen. Manche

Männer betäuben ihre Lethargie inzwischen mit Alkohol, mit einem Gebräu, das sie zwischen den Hütten gären.

Im Schatten eines Baumes unterhält sich Campino mit einigen Frauen; immer mehr Bewohner des Lagers strömen herbei. Sie fragen den Fremden: Gibt es Neuigkeiten von den Friedensgesprächen, die vor einigen Monaten begannen? Im Lager gibt es keine Informationen. Eine Mutter erzählt unter Tränen, dass sie ihre 14-jährige Tochter vermisst. Sie wurde von den Rebellen verschleppt, zwei Jahre ist es her. Trotzdem würden fast

„Wer sagt, Entwicklungshilfe ist überflüssig und muss eingestellt werden, ist zynisch. Kann es falsch sein, Menschen zu helfen, die sich selbst nicht helfen können?“ Campino

alle hier LRA-Anführer Joseph Kony – den der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt hat – verzeihen. Wenn nur ihre Kinder wiederkehren. Wenn nur das Morden endlich aufhört. Wenn endlich Frieden kommt.

„Wer vermisst einen Angehörigen?“, fragt Campino. Momente des Schweigens, eine Frau meldet sich.

Dann heben alle den Arm, alle.

Campino über Mary Kudla, Oxfam-Entwicklungshelferin, Kitgum.

Was Mut macht in Nord-Uganda, in einer der dunkelsten Gegenden, die ich je besucht habe, sind Menschen wie Mary Kudla. Sie koordiniert seit zwei Jahren die Hilfsmaßnahmen von Oxfam in Kitgum. Jeden Morgen aufstehen, jeder Tag ein neuer Kampf. Sie lässt sich nicht entmutigen, sie gibt den Leuten Stärke und ein Ziel. Man kommt sich neben einer Persönlichkeit wie ihr beinahe jämmerlich vor.

Mary stammt aus den Rocky Mountains, hat früher als Rangerin in einem Nationalpark gearbeitet. Die Berge ihrer Heimat fehlen ihr manchmal, sonst aber fehlt ihr wenig vom westlichen Lebensstil. Auf „Starbucks“ könne sie gern verzichten, meint sie lachend, als wir im Jeep Richtung Flüchtlingslager fahren.

Wer sie begleitet, der merkt, wie falsch der Spruch ist, dass ein Einzelner ja nichts bewirken kann. Mary Kudlas Beispiel zeigt, wie zynisch all jene sind, die behaupten, dass Entwicklungshilfe überflüssig ist und eingestellt werden sollte. Kann es falsch sein, Menschen zu helfen, die sich selbst nicht helfen können?

Jeder, der selbstgefällig über „Gutmenschen“ herzieht, über jene, die sich engagieren, sollte sich hier umsehen. Ohne den Einsatz von Helden wie Mary sterben Tausende mehr, an jedem Tag. Dass in den Lagern überhaupt etwas wie Normalität existiert, dass jemand lacht, finde ich unglaublich. Besonders die Jungen kennen nichts anderes als Krieg und Hunger. Direkt neben unserer Unterkunft, dem „Hotel Bomah“ – in dem es fließendes Wasser gibt und einen Kühlschrank, also puren Luxus für Kitgum – treffen sich jeden Morgen hunderte Kinder und Jugendliche auf einer Art Sportplatz. Sie veranstalten Wettläufe, und sie benötigen dafür keine Schuhe und keine Stoppuhr. Ihre Fröhlichkeit sorgte für schöne Momente.

Wir haben die Reise angetreten, um uns selbst ein Bild zu machen. Wir werden unsere Popularität als Band nutzen, auf Probleme aufmerksam zu machen. Frauen wie Mary Kudla oder Teresa Ayoo verdienen mehr

als nur unseren Respekt. Sie verdienen unsere Unterstützung.

Teresa Ayoo wird in Kitgum auch „Mutter Teresa“ genannt. Eine ehemalige Nonne, die ihren „lebenslangen Vertrag kündigte“, wie sie lächelnd erzählte. Teresa hat ein Heim gegründet, in dem heute mehr als 130 behinderte Kinder leben. Oft werden in Uganda Babys mit einem körperlichen oder geistigen Defekt im Fluss ertränkt, weil ihre Mütter nicht wissen, wie die Kinder später überleben sollen – oder weil eine Behinderung im Aberglauben mancher Dörfer als Fluch für den Familienclan gilt.

Die Kinder schlafen in einem großen Zelt. Ältere bekommen eine Matratze, die kleinen müssen auf Plastikplanen liegen, weil sie noch nicht trocken sind. Ich musste an meinen kleinen Sohn denken, als ich die Kinder sah. Geld investierte Teresa Ayoo in einen hohen Stacheldrahtzaun, der nun das Gelände umgibt. Zu oft hatten LRA-Kämpfer die Lebensmittelvorräte der Kinder gestohlen. „We have a lot of bad people around here“, sagte der stellvertretende Leiter des Heims, ein älterer Herr. Vier seiner Brüder, drei Schwestern und seine

95

WAS IST OXFAM?

Der weltweite Kampf gegen Armut und soziale Ungerechtigkeit ist das Hauptziel der Hilfsorganisation Oxfam. In 13 Ländern existieren unabhängige Oxfam-Organisationen, die sich Mitte der neunziger Jahre zu einem internationalen Verbund zusammenschlossen. Sitz von Oxfam Deutschland ist Berlin. Oxfam arbeitet mit mehr als 3000 Partnerorganisationen in mehr als 100 Ländern zusammen. Zur Hilfsarbeit gehören der Soforteinsatz in Hungergebieten ebenso wie langfristig angelegte Kampagnen, die strukturelle Ursachen der Armut zu verändern suchen. Für eine Initiative, die fairen Welthandel fordert, haben sich zuletzt unter anderem Bono, Chris Martin (Coldplay) und Heike Makatsch fotografieren lassen. Mehr Information: www.oxfam.de

WORUM GEHT ES BEIM G8-GIPFEL?

Die Gruppe der Acht (G8) ist eines der wichtigsten internationalen Foren für globale Verantwortung, an dem die sieben führenden Industrienationen und Russland teilnehmen. In diesem Jahr treffen sich die Regierungschefs in Heiligendamm an der Ostsee (6. bis 8. Juni). Bundeskanzlerin Angela Merkel hat angekündigt, sich besonders für die Anliegen der ärmsten Länder Afrikas einsetzen zu wollen. Sie ist in diesem Jahr G8-Vorsitzende und zugleich EU-Ratspräsidentin. Hilfsorganisationen kritisieren, dass die Treffen in der Vergangenheit oft nur in Versprechungen gipfelten. 1970 einigten sich die reichen Industrienationen darauf, 0,7 Prozent ihres nationalen Gesamteinkommens für Entwicklungshilfe auszugeben. Tatsächlich aber haben nur fünf Länder – Norwegen, Dänemark, die Niederlande, Schweden und Luxemburg – diese Zusage erfüllt. Deutschland gibt etwa 0,36 Prozent, erfüllt also gerade mal die Hälfte des Versprechens. Jeder Bundesbürger gibt im Schnitt 69 Euro. Weitere Informationen: www.g-8.de; www.deine-stimme-gegen-armut.de

zwei Kinder wurden von der LRA getötet.

Es war ein seltsames Gefühl, dass wir in den Lagern wie Boten der Hoffnung empfangen wurden. Die Menschen haben uns gebeten, für ihre Sache einzutreten. Dass wir nicht wegschauen. Wir wollen versuchen, dieser Bitte nachzukommen. Zu Hause darauf bestehen, dass unsere Regierungen ihre Versprechen halten. Was Mary leistet, könnte ich nicht. Bald nimmt sie eine Pause, weil auch ihre Kraft nun aufgebraucht ist. Drei Monate Bergsteigen in den Rocky Mountains, so meint sie, werden nötig sein. Dann will sie wieder aufbrechen, vielleicht nach Kitum, vielleicht in eine andere Krisenregion.

„Ich habe mir meine Aufgabe nicht ausgesucht“, sagte sie, bevor wir uns verabschiedeten, „sie hat mich ausgesucht.“

Kampala, Uganda, in den Slums.

Mitten im Labyrinth des Slums, in einer Gasse zwischen Bretterbuden und Müll, der in der Hitze stinkt, kommen die Toten Hosen am Wappen des FC Liverpool vorbei. Auch die Abzeichen von Chelsea und Manchester United hat jemand auf eine Bretterwand gepinselt. Durch die Ritzen dringen Stadiongeräusche, man hört den Jubelschrei von Massen, man hört, wie sich die Stimme des Reporters überschlägt: Tor in Old Trafford! Campino, der Eng-

länder im Herzen, grinst und drängt zum Eingang.

Hinter dem Vorhang ist es dunkel, die Luft wurde schon oft eingeatmet; drei Fernseher zeigen Manchester gegen Bolton, live. Auf den Holzbänken ist kein Platz frei, die Übertragung gilt den meisten im Saal als Höhepunkt der Woche. Kleine Kinos wie dieses gibt es einige in Katwe, wo etwa 150 000 Menschen auf engstem Raum leben. Auf einer Kreidetafel neben der Tür steht das Programm: Fußball, danach „Hidden Tiger“, später „Enforcer“ und einige andere Filme, die garantiert nie auf Arte zu sehen sein werden.

Einige Fans aus Katwe tragen ältere Trikots von United auf. Kleiderspenden aus Europa machen möglich, dass Bassist Andi während der Verteilung von Notrationen nahe Kitum einen jungen Kerl im T-Shirt des FC St. Pauli fotografierte. Die kostenlose Kleidung, gegeben mit besten Absichten, hat den einheimischen Textilmarkt restlos ruiniert.

Es ist ein Samstag, Markttag, und auf den größeren Straßen herrscht eine laute Hektik. Hupen von Mopeds, Rufe der Händler, Lastenschlepper, Musik aus unzähligen Transistorradios, die Klagen der Bettler. Viele Bewohner heben die Hände zum Gruß und rufen „Musungu!“, sie lachen, denn „Musungu“ ist nicht gerade die netteste Bezeichnung für Weiße. Zur Aufmerksamkeit trägt ein junger Mann bei, der die

Gruppe durch den Slum begleitet: Hiphopper Abramz ist eine Art Star in Uganda, der während des Spaziergangs oft begrüßt wird. Fast jeder scheint seine Lieder zu kennen.

In den Nebengassen ist vom Trubel des Markts nicht zu bemerken. Einige Bewohner sitzen vor ihren Hütten aus Lehm und Wellblech und dösen, kleine Jungen kicken gegen einen Ball, den sie sich selbst gebastelt haben. Der Gestank von Abfall

„Abramz ist nur einer von denen, die mir gezeigt haben, welches Potenzial in Afrika steckt. Afrika ist eben nicht nur das Elend, von dem man immer liest.“

Breiti

und Exkrementen, die sich in Kanälen sammeln, nimmt einem an manchen Ecken den Atem. Mit der Zeit des Regens wird wieder die Zeit der Seuchen beginnen. Am Himmel über Kampala kreisen Marabus, unheimliche, dunkle Schatten.

Breiti über den Hiphopper Abramz, Kampala.

„Bist du lebensmüde?“, fragen seine Freunde, wenn Abramz wieder mal ins Rebellengebiet fährt, um in einem Flüchtlingscamp oder in einem Lager für ehemalige Kindersoldaten aufzutreten. Wenn er in einem Gefängnis von Kampala singt oder in den finsternen Ecken der Townships (den Begriff Slum mag ich nicht) Unterrecht gibt. Abramz glaubt an die Kraft seiner Musik und daran, etwas verändern zu können. Er betreibt ein Breakdance-Projekt für alle Volksgruppen und alle Religionen. Manchmal hat er et-was von einem Prediger: Habe Geduld, habe Stolz, gib niemals auf!

Abramz heißt Abraham Tekya, er ist 24 Jahre alt und wuchs in den Armenvierteln von Kampala

auf. Seinen Vater hat er nie kennengelernt, seine Mutter musste drei Kinder durchbringen. Als Teenager lernte er die falschen Leuten kennen, mit denen er in Bars und an Straßenecken herumlungerte. Viel habe nicht gefehlt, meint er, und aus ihm wäre ein Krimineller geworden, wie aus einigen alten Kumpels. Als er zum ersten Mal die Hiphopper von A Tribe Called Quest hörte, nahm sein Leben eine andere Abzweigung.

Abramz ist nur einer von denen, die mir gezeigt haben, welches Potenzial in Afrika steckt. Wir haben viele kennengelernt: Ärzte zum Beispiel, Krankenschwestern, Studenten. Afrika ist eben nicht nur das Elend, von dem man immer liest. Andererseits sahen wir auch jene Klischees, die jeder zu kennen glaubt, dieses Dorf im Süden von Malawi. Jeder Zweite dort hat Aids, fast alle sind unterernährt, Prostitution für einen Dollar. Dort gelten noch immer Regeln wie im Mittelalter, inklusive der Praktik eines „Fisi“, der die jungen Mädchen eines Dorfes entjungfert, auch gegen deren Willen. Dabei weiß jeder von der Aids-Gefahr. Ein protestantischer Priester aus der Gegend, der dagegen seit Jahren angeht, sagte mir: „Ich halte das schlicht für Mord.“

Diese Gegensätze machen die Reise für mich zu einer Art Achterbahnfahrt durch Afrika.

Lilongwe, Hauptstadt von Malawi, Kamuzu-Krankenhaus.

Zu den Bildern, die in der Erinnerung bleiben werden, gehört ein sterbender Junge im Eingang zur Kinderabteilung, der abgemagert auf seinem Bett liegt. Die Betten auf einer Art Veranda, im Freien, aus Platzmangel, in denen sich jeweils zwei Patienten krümmen. Die verzweifelte Wut eines Arztes, dem Campino auf der Intensivstation begegnet. Ein weißhaariger Mann, markante Nase, sehr wache Augen.

„Weißt du, wie das ist, jeden Tag bis zu den Ellbogen in Blut zu stecken und trotzdem kaum etwas tun zu können?“, ruft er, „die Leute verrecken in unseren

Händen! Oft fehlt sogar das Aspirin, um Fieber zu senken. Kleine Kinder müssen deshalb sterben! Es ist der blanke Horror!“

Später entschuldigt er sich, aber im Nebenzimmer ist gerade eine junge Frau gestorben, an Tuberkulose, in Folge von Aids. Er konnte ihr kaum helfen, nicht mal gegen die Schmerzen, weil Medikamente fehlten. Kamuzu Central ist ein Ort, in den viele Patienten nur zum Sterben kommen, mit Glück in Würde.

Was man niemals vergisst, ist dieser Geruch in den Gängen, ein muffiger, süßlicher Geruch nach Siechtum und ungewaschener Wäsche. Die Blicke derer, die auf Hilfe warten. Die Blicke von denen, für die es keine Hilfe mehr gibt. An allem mangelt es, sogar an Mitteln zum Putzen, zum Desinfizieren. Wie soll es möglich sein, Sauberkeit zu halten, wenn mehr als 1000 Patienten 753 Betten belegen? Schon bald, wenn die Regenzeit beginnt und die Zahl der Malariakranken steigt, wird kein Quadratmeter des Bodens frei sein. Dann schlafen Kranke draußen auf der Veranda, in Pfützen aus Regenwasser.

Auf den Rasenflächen im Innenhof haben Angehörige ihre Quartiere aufgeschlagen; sie versorgen die Kranken mit

„Mir ist klar geworden, wie viel man auch mit wenig bewirken kann. Eine anti-retrovirale Therapie für einen HIV-Kranken kostet 30 Cent am Tag.“

Andi

Nahrung und waschen sie. Wer keine Familie hat? Ruth Mwale, die Oberschwester, stockt die Stimme, wenn sie aus dem Alltag der Klinik erzählt. Eine Kollegin, die für eine Reportage der BBC aus London in ihre Heimat Malawi zurückkehrte, brach in Tränen aus, als sie das Krankenhaus besuchte.

Alle Bandmitglieder sind verstört, als sie ins Freie kommen, aber es bleibt keine Zeit, denn auf der anderen Seite des Klinikgeländes wartet der Direktor des „Lighthouse“-Zentrums. Im „Lighthouse“ sind die Böden sauber gewischt, die Wände frisch gestrichen, die Zuteilung der Arzneimittel funktioniert reibungslos. Mehr als 4500 Aidskranke besuchen das Zentrum im Monat, finanziert von deutscher Entwicklungshilfe und einer katholischen Hilfsorganisation.

Im Schatten von Bäumen, deren Blätter im Wind rauschen, sprechen Campino, Andi und Breiti mit Aidskranken, die ihr Leben mithilfe der Medikamente neu ordnen konnten. Rund 80000 Kranke bekommen medizinische Hilfe; eine Million Malawier sind mit dem HI-Virus infiziert. Der „Lighthouse Trust“ steht für eine Geschichte des Erfolgs.

Zum Eingang von Kamuzu Central, dann den Flur hinunter zur Kinderabteilung, sind es nur wenige Schritte.

Andi über Ruth Mwale, Krankenschwester, Lilongwe.

Weil sie keine Handschuhe haben, seit Monaten nicht, fürchten die Schwestern, sich mit Aids anzustecken. Oder mit einer anderen Krankheit, weil die hygienischen Verhältnisse katastrophal sind. Viele wissen nicht, wie sie am Ende des Monats ihre Miete bezahlen und den Bus für den Weg zur Arbeit. 600 Kwacha bekommen sie für eine Schicht, umgerechnet sind das 3,50 Euro. Viele fliehen direkt nach ihrer Ausbildung nach England oder Australien. Nur die Hälfte der Stellen, die für Schwestern vorgesehen sind, sind noch besetzt. In einer Abteilung des Kamuzu Central kümmern sich vier Schwestern um 400 Patienten.

Eine, die aus Überzeugung blieb, ist Oberschwester Ruth Mwale, 43, Mutter von vier Kindern. Mit ihrem hellblauen Kleid und der weißen Haube hat sie etwas von einem Engel, und es ist auch erstaunlich, woher sie ihre Lebensfreude nimmt. Als ob sie versucht, das Elend wegzulächeln, als ob Kamuzu Central ein Luxusspital wäre. Dabei funktioniert noch eine einzige Waschmaschine. Für mich gehört der Besuch des Krankenhauses zu den schlimmsten Erfahrungen, vielleicht, weil mir ein Vergleich mit den Krankenhäusern zu Hause durch den Kopf geht.

Mir ist klar geworden, wie viel man auch mit wenig bewirken kann. Ich sprach mit einem Bauarbeiter, der an HIV erkrankt ist. Durch die antiretrovirale Therapie, die den Verlauf der Krankheit bremst, hat sein Leben eine neue Qualität. Der Global Fund – eine Institution der Vereinten Nationen, zu deren Spendern auch Bill Gates zählt – übernimmt die Kosten.

Es sind 30 Cent am Tag. MAX

Wenn auch Sie spenden wollen: Alle Infos unter: www.max.de/afrika

DIE TOTEN HOSEN IN AFRIKA – STATIONEN IHRER REISE

UGANDA
Bürgerkriege und brutale Despoten haben die jüngere Geschichte Ugandas geprägt. Unter Idi Amin und Milton Obote wurden zwischen 1971 und 1986 mehr als 300 000 Menschen ermordet. Im Norden des Landes tobt seit 20 Jahren ein Krieg zwischen Regierungsarmee und den brutalen Guerillas der „Lord Resistance Army“ (LRA). Angeführt wird die LRA von einem Psychopathen namens Joseph Kony, der vorgibt, mit Engeln zu reden und die Zehn Gebote auszuführen. 2004 massakrierten seine Truppen in einem Flüchtlingslager mehr als 250 Zivilisten mit Macheten. Der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag hat Kony und einige seiner Kommandanten wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit angeklagt. Derzeit laufen Friedensverhandlungen zwischen Regierung und LRA. Neben der LRA operieren in der Grenzregion zum Sudan schwer bewaffnete Banditen und Viehdiebe. Das Pro-Kopf-Einkommen in Uganda beträgt 300 US-Dollar (Deutschland: 30 700 Dollar), jeder Fünfte ist unterernährt. Die Lebenserwartung beträgt 49 Jahre.

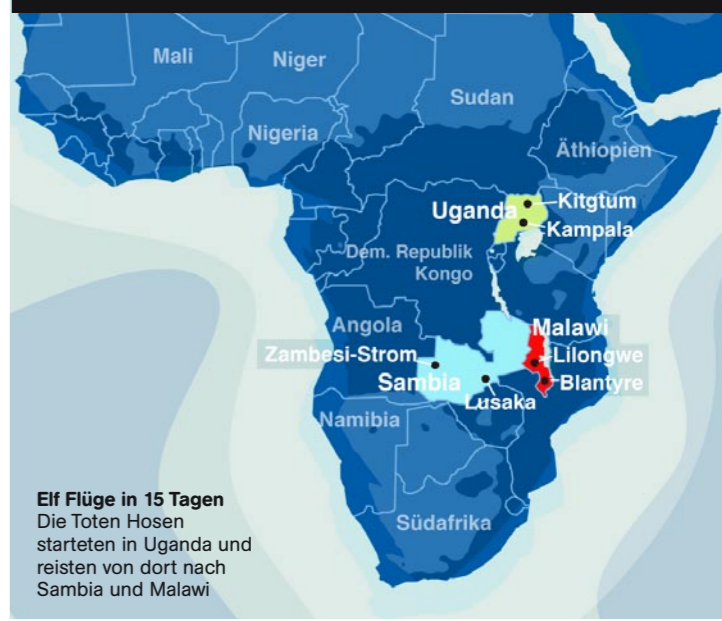
SAMBIA

Nach der Unabhängigkeit im Jahr 1960 galt Sambia als das zweitreichste Land Afrikas, reich an Kupfer, mit fruchtbaren Böden, tiefen Wäldern und einer großen Zukunft. Sozialistische Programme, krude Ideen und Korruption aber ruinierten Sambia nachhaltig. 2002 kam es zu Aufständen wegen der Knappheit an Nahrungsmitteln. Zuletzt hat sich die Lage unter einer neuen Regierung – nach einem Schuldenerlass und Investitionen in Bildung – etwas stabilisiert. Armut aber ist noch immer das größte Problem des Landes. Das Pro-Kopf-Einkommen liegt bei 600 US-Dollar; fast die Hälfte der Bevölkerung gilt als unterernährt. 76 Prozent der Sambier verdienen weniger als einen US-Dollar am Tag. Jeder Fünfte hat Aids. Es wird geschätzt, dass 650 000 Aids-Waisen von Familienangehörigen versorgt werden. Die Lebenserwartung in Sambia beträgt 38 Jahre.

MALAWI

Mehr als 80 Prozent der Bevölkerung sorgen für ihr karges Auskommen durch Ackerbau und den Anbau von Mais. Es gibt keine Bodenschätze in Malawi, keinen Zugang zum Meer und wenig Hoffnung, dass sich an der wirtschaftlichen Misere etwas ändert. Mit einem durchschnittlichen Pro-Kopf-Verdienst von 160 US-Dollar gehört Malawi zu den ärmsten Ländern der Welt. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung ist unterernährt. 36 Prozent sind Analphabeten, die Qualität der Schulbildung ist miserabel. Die Lebenserwartung beträgt 40 Jahre, Tendenz fallend, weil 14 Prozent der Menschen zwischen 15 und 49 mit dem HI-Virus infiziert sind. Malaria, Atemwegserkrankungen und Durchfall führen wegen des schlechten Gesundheitszustands oft zum Tod. Weil finanzielle Mittel und qualifiziertes Personal fehlen, finden die Kranken wenig Hilfe. krü

QUER DURCH AFRIKA



Elf Flüge in 15 Tagen
Die Toten Hosen
starteten in Uganda und
reisten von dort nach
Sambia und Malawi



Hiphop-Star Abramz (r.) wuchs in den Armenvierteln von Kampala auf. Immer wieder tritt er in Flüchtlingslagern und Gefängnissen auf

Unten (v. l.): Campino mit Oxfam-Projektleiterin Mary Kudla

Campino, Andi und Breiti vor einem kleinen Kino im Slum von Kampala, das wie eine Fußballkneipe in England angestrichen ist

Andi und Campino mit Oberschwester Ruth Mwale vom Kamuzu-Krankenhaus in Lilongwe, Malawi. Hier liegen mehr als 1000 Patienten in 753 Betten

